

Blätter aus meinem Tagebuch

Claude Monet

Eines Abends, als sich Claude Monet in seiner Sofaecke zurecht gesetzt hatte, wo er sich nach dem Tee wie ein Bauer ausruht, der seine Pfeife genießt, nachdem er sein Tagewerk vollendet hat, kam die Rede auf Interviewer, Feuilletonisten und Reporter, und Claude Monet sagte:

»Im übrigen – was wollen sie von mir? Was gibt es über mich zu sagen? Was kann denn wohl, frage ich Sie, über einen Mann zu sagen sein, der sich für nichts anderes in der Welt interessiert als zu malen – und dann für seinen Garten und seine Blumen ... denn Blumen sehen so schmuck aus und so – ruhig ...«

Seit diesem Abend habe ich mit Claude Monet einen Monat lang unter einem Dach gelebt, und er hat recht: Es gibt nichts anderes über ihn zu sagen als – all das, was in diesen Worten liegt.

Sein Leben ist, was er malt, und was er malt, ist sein Leben. Jung ist er an dem Tag, in dem das Malen »geht«; er ist ein alter Mann, wenn das Malen »nicht will«. Man hört auf den Klang seiner Stimme im ersten Wort, man sieht nur die Furchen in seiner Schläfe über: »Cava le travail«*. Sein ganzes Wesen ist ein Spiegel des Gangs seines Tuns, und eine Wolke über seiner Fähigkeit ist eine Wolke über seinem Gesicht. Er genießt und erleidet nur durch und in seinem Werk.

Er ist nicht einseitig – gibt es überhaupt einseitige, geniale Männer? – Aber er will nur eine Sache: sich durch Farben ausdrücken.

»Für einen Menschen ist es beklagenswert«, sagte er eines Tages, »sich nur für eine einzige Sache zu interessieren. Aber ich kann nichts dafür tun. Ich spüre nur ein Interesse: die Arbeit, die allzu oft nur eine Tortur ist.

Wenn ich irgend ein anderes Interesse fände, wäre ich viel glücklicher, denn ich könnte in diesem anderen ausruhen. Jetzt kann ich nicht einmal ausruhen. Die Farben verfolgen mich wie eine Marter. Sie verfolgen mich bis ganz in den Schlaf hinein.«

Und eines Abends, als er gepeinigt heimkam, nachdem er zehn Stunden am Stück in frischer Luft, in norwegischer Kälte – er, der bald Sechzigjährige – auf die Sonne und auf die Farben gelauert hatte, um sie auf einem Stück ausgespannter Leinwand zu erfassen, sagte er:

»Nein, das ist ein zu großes Leiden ... Und was ist es denn, was ich will? Ich verfolge einen Traum – ich will das Unmögliche ...

Die anderen Maler, sie malen eine Brücke, ein Haus, ein Boot ... Sie malen diese Brücke, dieses Haus, dieses Boot, und sie sind fertig ... Ich will diese Luft, in der sich die Brücke und das Haus und das Boot befinden, malen – diese Schönheit von Licht, in welchem sie sind ...

Und es ist nichts anderes als das Natürliche ...

Ach, wenn ich mich doch mit dem Möglichen begnügen lassen könnte ...«

Ist nicht das ganze Leben eines Künstlers in diesen Worten, so wie sie sind? Der wahre Künstler, der unter dem unmöglichen Traum leidet, der für alle derselbe ist und einer: die Schönheit der Dinge festzuhalten, diese Schönheit, die sein Auge gesehen und seine Seele angebetet hat ...

Claude Monets Dasein geht darin auf.

Er liebt die ganze Schönheit dieser Natur, die er sieht, und das quält ihn: Denn die Schönheit will wiedergegeben werden.

Die mannigfaltige, die ewig sich ändernde Schönheit der Natur.

Es ist gerade dies: Die Natur ändert sich unendlich – unter dem von Minute zu Minute

veränderlichen und veränderten Licht ändern sich die Luft und die Schönheit ... Aber wie dann ergreifen, wie dann festmachen, wie es dann festhalten, was wir nur sehen, wenn es flieht? Was wir nur bewundern können, wenn es sich auflöst? Das wir erst verstanden haben, wenn es bereits verschwunden ist?

Wie es ergreifen, wie?

Ach, ja, wenn die Platte des Fotografen eine Seele hätte, oder wenn der Künstler eine sekundenschnelle Hand hätte.

Nun muß der Künstler auf die kurzen Momente lauern, die ihm die Natur schenkt:

An zwölf, dreizehn Bildern arbeitet Monet gleichzeitig, und jede Stunde des Tages hat ihr Bild. Zu einer bestimmten Stunde zieht er in eine bestimmte Landschaft hinaus, um etwas von demselben Licht wiederzufinden, das dieselbe Schönheit ist; und vor dieser einen Landschaft stellt er zwei, drei, vier Leinwände auf – um vielleicht auf jeder von ihnen nur ein bißchen von dem festzuhalten, was sein Auge sieht und seine Seele eingefangen hat ... Aber die Natur spottet seiner Kunst, und sein Traum verbleicht unter seinen allzu widerwilligen Händen.

Es gibt Tage, wo er in einer blinden Raserei, in Verbitterung gegen sich selbst und seine ohnmächtigen Farben, seine machtlosen Mittel, die Tuben von sich in den Schnee schleudert und seine eigenen Leinwände zerreißt.

„Ach“, sagt er, „wie oft habe ich nicht, wenn ich bei Havre arbeitete, meinen Malkasten ins Meer geworfen – – – um am nächsten Tag nur nach einem neuen telegrafieren zu müssen. Denn man muß ja wieder anfangen ...“

Und Claude Monet beginnt von neuem: Das, was größer ist als er selbst, zwingt ihn – der Künstlerdrang, der Drang, seinem Sehen Ausdruck zu geben.

Aber, wahrhaftig, es gibt keine „glücklichen“ Künstler. Die, die uns glücklich scheinen, weil sie das Größte ausrichten, sie werden doch gepeinigt, weil ihre Träume noch weit größer sind als ihr Werk.

Was wir in der Kunst sehen, ist immer das unendlich Kleine. Das unendlich Größere bleibt beständig dieser Traum, der nicht erreichte, im Werk verwirklicht zu werden.

Die Anstrengungen, um „in einem Stück“ seinen Traum festzumachen, füllen Claude Monets Leben ... Und die Stunden, in denen ihm der Himmel kein Licht gibt, gehören seinem Garten. Seinem Garten und seinen Blumen – »denn sie sind so schmuck und so ruhig.«

Sein Leben ist jeden Tag mit diesen Worten gezeichnet. Er liebt und fordert vom Dasein nur eine Sache: Frieden zu haben. Allein zu sein, in Stille mit sich und den Seinen. In seinem Garten bleiben zu können und die stillen Blumen zu pflegen.

Die Welt ist ein lärmender Marktplatz, wo die Menschen atemlos um tausend Sachen feilschen, die keinen Heller wert sind und wo die Gaukler für Gaukler gaukeln. Claude Monet nimmt an ihrem Geschrei nicht teil. Er bleibt zu Hause, und das Getümmel und die Karusselle kümmern ihn nicht.

Ein bitterer Spaß, der in einer ruhigen Stunde über seine Lippen kommen kann, sagt einem, daß er diese Welt und die Menschen kennt – aber täglich besteht sein ganzer Traum vom Leben nur darin, daß er sich davon fernhält.

Er wohnt in Giverny, eine Stunde Wegs von Paris, und er kommt nichtsdestoweniger nur ein paar Mal im Jahre nach Paris. Er kennt niemanden, und er persönlich ist allen unbekannt.

Fragt man ihn, ob er diesen oder jenen sehr berühmten Mann kenne, wird er in zwanzig Fällen »Nein« antworten:

»Ich lebe ja auf dem Lande«, sagt er. »Ich kenne deshalb nur wenige Menschen.«

Die wenigen sind ein paar Jugendfreunde und ein paar Jünger.

Wenn Claude Monet sich von allem fernhält, ist es vielleicht nicht nur aus einer bewußten

Antipathie, sondern auch aus einer gewissen unbestimmten Furcht. Er hat das Leben gesehen und »Saks'es'en«** so viel zerstören sehen. Vielleicht ist es deshalb nur in der Einsamkeit und der Ferne, daß man sich selbst ganz bewahren kann.

Wir unterhielten uns eines Abends über einen zeitgenössischen großen, einen französischen Romanschriftsteller, dessen Name der ganzen Welt gehört und der in der gemeinsamen Jugendzeit jahrelang zusammen mit Claude Monet gelebt hat.

Wir sprachen über seine Jagd nach Sensation, seine Reklamen und seine Reisen – – und, weit vor sich hinblickend, wie zurück in die Jahre, die dahingegangen waren und niemals mehr kamen, sagte Claude Monet mit einem Ausdruck fast von Schmerz:

»Und er war ja so stolz, als er anfing – – stolz und honnett ...«

Er schwieg kurz, und immer noch mit demselben Blick sagte er:

»Aber das Leben zerstört alle ... elle perd tout.«

Ist das seine Philosophie? Glaubt er deshalb, daß man nur außerhalb des »Lebens« sich selbst »stolz und honnett« bewahren kann?

Meint er, daß »dieses große Leben« nicht ohne Lügen gelebt werden kann, die er verachtet, die Schwindler, die er verschmäht, die Grimassen, die er verabscheut?

Oder meint er nur, die ganze Wirtschaft sei nicht der Mühe wert ...

Wahrscheinlich das letzte.

Denn es gibt im Leben nichts, das ihn in Versuchung führt, außer der Kunst, und nichts, das zu leben wert ist, außer derselben Kunst.

Die übt er und bleibt in seinem Garten.

Von allem, was Weltenruhm und Reichtum schenken könnten, nimmt er nichts mit – einen Garten und einige Blumen sind das, was er für sich nimmt.

Und um den Garten – – eine Mauer.

Diese Mauer ist Claude Monets Urteil über die Welt, von der sie ihn trennt.

Herman Bang

* Vermutlich muß es »Ça va, le travail« [die Arbeit läuft] heißen (d. Ü.)

** »Saks'es'en«: der Erfolg (»le succes«) (d. Ü.)

(Quelle: Bergens Tidende vom 6.4.1895. Aus dem Dänischen von Dieter Faßnacht)